

Das gute Leben

Erzählt von Bernhard Schulz

Er sieht aus wie jemand, der morgens im Milchladen den Nachbarn erzählt, daß er zufrieden sei und daß er drei Mark beim Skatspielen gewonnen habe. Ich sehe solche Männer nicht jeden Tag, und deshalb beschäftige ich mich mit ihnen. Ich betrachte sie unauffällig, mache mir Gedanken über sie, beneide sie um ihre Ruhe und um den stillen Glanz in ihren Augen. Um die drei Mark geht es mir nicht, ich bin kein Räuber.

Ich sehe auch sofort, daß sie vom Lande kommen. Ja, ich weiß, daß sie irgendwo da draußen wohnen, wo die Autos aufgehört haben zu lärmern, sagen wir mal, in einem Häuschen, das von Apfelbäumen und Stachelbeersträuchern umgeben ist, und aus dem Fenster im Dachzimmer, wo sie ihre alten Schuhe und den gußeisernen Ständer für den Christbaum aufbewahren, können sie den Wald sehen; im Wald gehen sie nach dem Mittagessen spazieren.

„Fräulein“, ruft er, „zahlen!“ Rechnen wir mal zusammen: zwei Tassen Kaffee, drei Weinbrand, ein Brot mit Käse, eine schwarze Zigarre. „Das ist für Sie“, sagt er, indem er dem Fräulein das Wechselgeld zurückgibt. Er kann es sich leisten, großzügig zu sein. Er gewinnt beim Skatspielen. Drei Mark und mehr. Du bist fünfundsiebzehn Jahre alt, denke ich.

Er geht. Verläßt seinen Tisch. Grüßt das Fräulein hinter dem Kuchentüfel. Dann fällt ihm ein, daß er ein Paket neben seinem Stuhl vergessen hat. Er kehrt zurück und macht eine Bemerkung über den Umstand, daß man im Alter vergesslich wird.

„Sie übertreiben“, sage ich, „Sie wollen doch nicht behaupten, daß Sie alt sind“, und damit habe ich nun eine Schleiße geöffnet.

„Achtzig“, sagt er, „ich bin gestern achtzig geworden, da läßt man gelegentlich schon etwas stehen, dies zum Beispiel: Bücher. Ich habe sie für meine Enkelkinder gekauft. Meine Tochter lebt hier in der Stadt. Der Schwiegersohn ist Kraftfahrer. Trinkt nie einen Tropfen Alkohol, jedenfalls nicht im Dienst. Strebsame Leute. Gestern haben sie eine Waschmaschine angeschafft. Darf ich mich setzen? Ich werde nämlich erst um drei Uhr erwartet. Ich wohne auf dem Lande, und ich sage immer: Großstadt ist gut und schön, aber in der Großstadt - wo finde ich da Ruhe?“

Er setzt sich hin, sitzt jetzt an meinem Tisch, und das Fräulein bringt seinen Mantel und den Hut zurück in die Garderobe. Pfeffer- und Salz-Anzug, weißes Ausgehhemd, altmodisch gebundene Krawatte, zwei Ringe am Finger, also Witwer. Führt in die Großstadt, um Einsamkeit loszuwerden, um für die Enkelkinder Bücher einzukaufen, um mit dem Schwiegersohn über Transportprobleme zu reden: Straße und Schiene und so weiter. Der Schwiegersohn fährt einen Fernlastzug, Täglich Berlin oder Südbaden oder Rotterdam. Manchmal wechselt der Chef die Tour. Er selbst, der Achtzigjährige, der Witwer, der Pfeffer- und Salz-Mann, ist Eisenbahner gewesen. Er war Vorsteher eines kleinen ländlichen Bahnhofs. Schlamm war der Krieg; da hatte er es mit Bomben und Tieffliegern und Dieben zu tun. Sonst ist Bahnhofsvorsteher nicht schlecht.

3. Januar 71
Nr. 1

48

Thema Krieg; da gibt es eine Menge zu sagen. „Die jungen Leute wollen keinen Krieg“, behauptet er, „mit denen können sie das nicht machen, was sie mit uns gemacht haben. Soll ich Ihnen mal was erzählen? Mein Vater war im ersten Weltkrieg in Rußland. Dort sind ihm die Beine abgefroren. Im Lazarett haben sie ihm die Füße amputiert, erst bis zum Knie, dann über den Knie, dann immer höher, und zuletzt lag er in einem Karren, den sie speziell für ihn gebaut hatten, und er konnte nichts mehr. Hatte mein Vater den Krieg angefangen? War er derjenige, dem das gute Leben bis obenhin stand? Hatte meine Mutter ihm zugeredet, mit dem Gewehr auf alles loszugehen? Nein, sage ich. Aber meine Jugend und meine Jungmannjahre habe ich damit verbracht, meinen Vater in dem Karren, den sie speziell für ihn gebaut hatten, vor mir herzuschieben. Er wollte immer so gern in den Wald, und der Wald war auch nicht weit entfernt, und er konnte stundenlang dort aus-

halten und die Tiere beobachten und auf den Wind lauschen und die Bäume anschauen. Ihm machte auch der Regen nichts aus, und er sagte immer, Junge, sagte er, das wird dir der liebe Gott hoch anrechnen, daß du bei deinem Vater bleibst und nicht mit den Mädchen gehst und niemals ungeduldig bist.“

„Und“, fragte ich, „hat ER es Ihnen angerechnet, was meinen Sie?“ „Ja, ich weiß es“, antwortete er, „ich bin gesund und zufrieden. An mir verdienen die Ärzte und Apotheker keinen Pfennig, und solange ich in den Wald gehen kann, bin ich glücklich. Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben, wenn es das ist, was Sie meinen.“

Fühlte sich gesund, ist glücklich, hockt nicht in Wartezimmern herum, ist und trinkt und fürchtet sich nicht vor dem Sterben. Dieser alte Mann, dieser Bahnhofsvorsteher in Ruhe, dieser Pfeffer- und Salz-Opas, und das erzählt man an einem beliebigen Tag in einem beliebigen Café mit beliebigen Menschen - und was in dieser Welt alles noch beliebig ist. Ende.